

# Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50

Düsseldorf, 9. Dezember

1916.



NUN DANKET ALLE GOTT

Zeichnung von Fritz Gartner, Malsbrodt-München.

# Glatteis.

Von Max Prels.

**G**rau und trüb schlich der Tag durch die Straßen. Wenn man um die Straßenecken bog, legte sich einem die kaltfeuchte Luft wie eine nasse, unsäglich widerwärtige Hand um Wangen und Nacken, so daß man sich unmutig schüttelte. Die Tritte waren unsicher und glitten auf den Steinen zögernd hin. Die feuchte Kälte hatte ein feines Netz über die Erde gestrickt, ein kaum sichtbares, heimtückisches Netz aus hauchdünnen, gefrorenen Fäden, in dem sich die Füße der Menschen verfingen und hilflos zappelten. Keuchende Pferde mühten sich, die straffen Musteln mit verzweifelter Anstrengung anspannend, vor den Wagen, die nicht vom Fleck kommen wollten; die Kutscher schimpften und fluchten und trieben, selbst auf unsicheren Füßen stehend, die Tiere mit den geschwungenen Peitschenstielen an. Die Fußgänger führten, so oft eine Gestalt schwer und plump auf dem Glatteis hinschlug, erregte Debatten über den Wert und die Unvollkommenheit des Lufttreuens, die ganze Stadt schien verdrossen und mürrisch und ängstlich zugleich zu sein, und wer nicht hinausmühte, blieb hübsch dabei beim warmen Ofen, wo die Schritte schön sicher über den Bretterboden oder über die weichen Teppiche führten.

Als der frühe Abend die grüngrauen Lichter in den Straßenlaternen ansteckte, kam in die graue, nebelverhangene Eintönigkeit dieses Tages etwas Farbe. Eine fremdartige, seltsame, mit dumpfen Reflexen spielende Farbigeit, die in das hauchdünne Eisnetz auf den Straßensteinen schillernde Fäden webte. Die Nebelschleier widelten sich einem zudringlich um die Augen, wodurch die Verwirrung in den Straßen immer ärger wurde. Alle Geräusche verhallten, so daß sich das ängstliche Hasten der Menschen mit einer unheimlichen Lautlosigkeit abspielte.

Vitus Losert stand am Rande der Fahrbahn und schaute in das matte Lichterspiel auf den Steinen hinunter. Ganz verträumt stand er da und merkte es nicht, wenn ihn die Leute unfreundlich pufften. Erst als ein Wagen knapp an ihm vorüberfuhr, so daß ihn die Hufe der Pferde beinahe streiften, sprang er zurück, strauchelte und konnte sich nur mühsam auf den Füßen halten. „Das kommt davon, wenn man am Glatteis stehen bleibt und spintifiziert,“ brummte neben ihm eine Stimme. Da ging Vitus Losert ein wenig beschämt und ein wenig erschrocken weiter. Diese trüben Gedanken, in denen wunderbare Hoffnungen wie rote Lichter aufleuchteten, schwärmten nun so dicht um ihn wie der graue Nebel, aus dem die Blendlaternen der Automobile und Wagen glösten. Vitus Losert war verzweifelt. Da radert man sich sein junges Leben herunter — und Not, nichts als Not. Er war gewiß fleißig, o ja, das war er; und er hatte Pläne und Hoffnungen und so viel wunderbare Ideen. Vitus Losert war, wenn man's im Grunde nahm, ein Künstler. Freilich, man durfte das nicht so ohne weiteres behaupten. Tapetenzeichnen ist schließlich ein Gewerbe wie jedes andere, und das Ersinnen neuer Muster vielleicht nur eine Geschicklichkeit, die Fleiß und große Übung reifen. Aber Vitus Losert hatte den festen Glauben, daß die Tapetenmuster, die er entwarf, kleine Kunstwerke waren. Allerdings, er arbeitete nur für kleine Meister. Es waren immer wieder dieselben faden Rosen, dieselben derben Ornamente, die er entwarf, immer dieselbe billige Herrlichkeit, weil sie der Geschmack der großen Menge begehrte. Aber er brachte doch immer in diese gefälligen Rosen, in diese aufdringlichen Ornamente irgendeine feine, persönliche Note, die vielleicht nur ihm sichtbar wurde. Und er hatte dieses heiße Verlangen, Besseres, Schöneres zu leisten, sich an der Wohnungskultur geschmackvoller Menschen zu bilden, neue Muster zu erfinden, sein Ziel war es, für Architekten zu arbeiten, sich von dem Dienste des Durchschnittsgeschmades zu befreien. Aber immer wieder mußte er zurück ins alte, eintönige Geis, zurück zu seinen faden Blumenmustern, denn die liebe Not stand vor der Tür und zwang ihn, zu verdienen. Die liebe Not war jetzt stärker denn je. Er wagte sich kaum nach Hause, denn wieder war ein Tag vergangen, an dem er keinen einzigen Auftrag erhalten, keinen Pfennig

verdient hatte. Im Straßennebel irrte er planlos umher, fühlte sich wie verborgen vor den Verfolgungen der Not und träumte seine künstlerischen Entwürfe. Unsicher glitten seine Schritte über den Boden, klebten fest, rissen sich wieder los, sowie seine Gedanken, die sich an den Phantastereien wunderbarer Entwürfe festhielten und immer wieder strauchelten. Vitus Losert blinnte auf die Straßensteine. Das hauchdünne Netz, das da gespannt war, mit den Reflexen der Laternen geprenkelt, schien ihm wie eine Anregung zu einem neuen Muster. Wie schön ein Zimmer mit diesem Eis-Ton werden müßte — und eine schöne, vornehme Dame müßte drinnen wohnen — eine schöne Dame.

Die Leute schrien auf. Geschäftige Lungerer rannten herzu. Alles umstand Vitus Losert, den ein elegantes Gespann umgerannt hatte. Zitternd hielten nun die Pferde inne. Vitus Losert schwand die Sinne. Schmerzen zerrten in seinen Gliedern, und eine schwere Müdigkeit umfing ihn. Aus dem Coupé stieg eine vornehme, wunderschöne Dame. Kurz entschlossen nahm sie den Verunglückten in ihren Wagen. Sie fragte nach seiner Wohnung, er nannte halb im Traum eine entlegene Gasse. Der Kutscher ließ die Pferde laufen.

Die Luft im Wagen war von einem leichten, feinen Parfüm durchzogen; Vitus Losert kam langsam zur Besinnung, er öffnete die Augen und schaute die schlante Frau an, die sich besorgt zu ihm beugte.

„Fühlen Sie sich jetzt wohler?“

„O — danke —“ sagte Vitus Losert befangen. Wie fein und schön die Dame war! Ihre Hände in den dünnen Lederhandschuhen, ihr Gesicht, das unter einem großen Pelzhut hervorlächelte, selbst ihr Handtäschchen war so schmal und fein!

„Haben Sie Schmerzen?“

„O — nein —!“ sagte Vitus Losert und lächelte. Sie tastete vorsichtig an seinem Gelenk herum, das mehr und mehr anschwell.

„Sie Armer, o Sie Armer!“ rief sie erschrocken und streichelte ganz leise über die schmerzende Stelle.

Vitus Losert schwieg. Er spürte, daß er jetzt etwas ganz besonders Feines und Höfliches sagen müsse, sich bedanken, um Verzeihung bitten — aber es fiel ihm nicht ein, was er reden sollte.

„Ich — ich danke — Ihnen — recht schön,“ sagte er also verlegen.

„Sie danken mir — Sie? Aber sind Sie ein merkwürdiger Mensch! — Mein Wagen überfährt Sie, und Sie danken mir noch dafür?“

Nun sah sie ihn von der Seite an, es kam nur das spärliche Licht der Straßenlaternen in den Wagen, aber Vitus Losert versuchte, mit dem angeschwollenen Arm den ausgefransten Rand seines Rodes zu verdeden.

„Sie sehen schlecht aus — Sie tun mir so leid! — Wie heißen Sie?“

Sanz plötzlich tauten in Vitus Loserts Herzen alle die Leiden und Enttäuschungen seines Lebens auf; und er erzählte der fremden, vornehmen, schönen Frau alles, alles, was ihm wehtat.

Sie streichelte immer wieder den verletzten Arm und sagte oftmals hintereinander: „Sie tun mir so leid, so leid.“

Aber Vitus Losert wollte nicht bedauert werden; war es etwa das Richtige für einen ganzen Mann und Künstler, neben einer schönen Frau im schaukelnden Wagen zu sitzen und zu flennen wie ein Kind? Oho! Er wollte doch zeigen, daß er auch jemand war!

Und so begann Vitus Losert von seinen Tapetenmustern zu erzählen.

„Wissen Sie, gnädige Frau, wie Ihr Zimmer sein müßte? Also: ein mattgelber Grund und darauf hängende, blaßlila Fliederdolden, so schwerer Flieder, ja; das wäre das Schlafzimmer. Das Boudoir aber — das müßte blau sein, ein sattes Grünblau; und eine Bordüre in Wellenlinien müßte es unbedingt kriegen.“

„Wie reizend, Herr Losert! Und warum muß das gerade so sein?“

„Weil — weil Sie so schönes rotblondes Haar haben!“ sagte Vitus Losert und atmete tief auf.

Das Licht, das die Straßen in den Wagen warfen, wurde immer düfter und blasser.

„So,“ sagte die schöne Frau, als der Wagen hielt; und sie selbst half Vitus Losert beim Aussteigen. Er schrie leise auf; der verletzte Fuß schmerzte.

„Ich werde Sie bis in Ihre Wohnung bringen,“ sagte sie freundlich und stützte ihn leicht. Vitus Losert schämte sich, weil das Haus und die Treppe so elend und armselig waren. „Kopf hoch,“ dachte er, „aus mir wird schon noch was!“

Nun standen sie vor der Tür zu seiner Wohnung; seine Schwester öffnete und brach in eine Flut von Worten und Fragen aus. Vitus Losert küßte der schönen, fremden Frau ungeschickt die Hand.

„Bitte, kommen Sie nicht ins Zimmer, bitte nicht!“ sagte er. Sie sollte nicht sehen, wie elend es da ausah.

„Also auf baldige Besserung!“

Nun sah Vitus Losert neben dem kalten Ofen und lächelte. Draußen complimentierte seine Schwester sie zum Wagen! Sie!

Nun war das Glück gekommen. Nun konnte er an etwas Schönes denken;



Ein weiblicher serbischer Sergeant.

Nach einer Abbildung einer ausländischen Zeitschrift.

konnte denken, wie lieb sie zu ihm gewesen war, so, als wäre gar kein Unterschied zwischen der Fürstin und einem verhungerten Zeichner. Und es war auch kein Unterschied. Er wollte arbeiten, lernen, zeichnen, wunderschöne Dinge schaffen. Er würde ein reicher Mann werden und zu ihr sagen — ja, was würde er sagen?

Seine Schwester unterbrach seine glücklichen Gedanken.

„So 'n Glück — na, so 'n Glück, was der Mensch hat,“ sagte sie und stemmte die Arme in die Seiten.

„Nicht wahr, ja!“ sagte Vitus Losert.

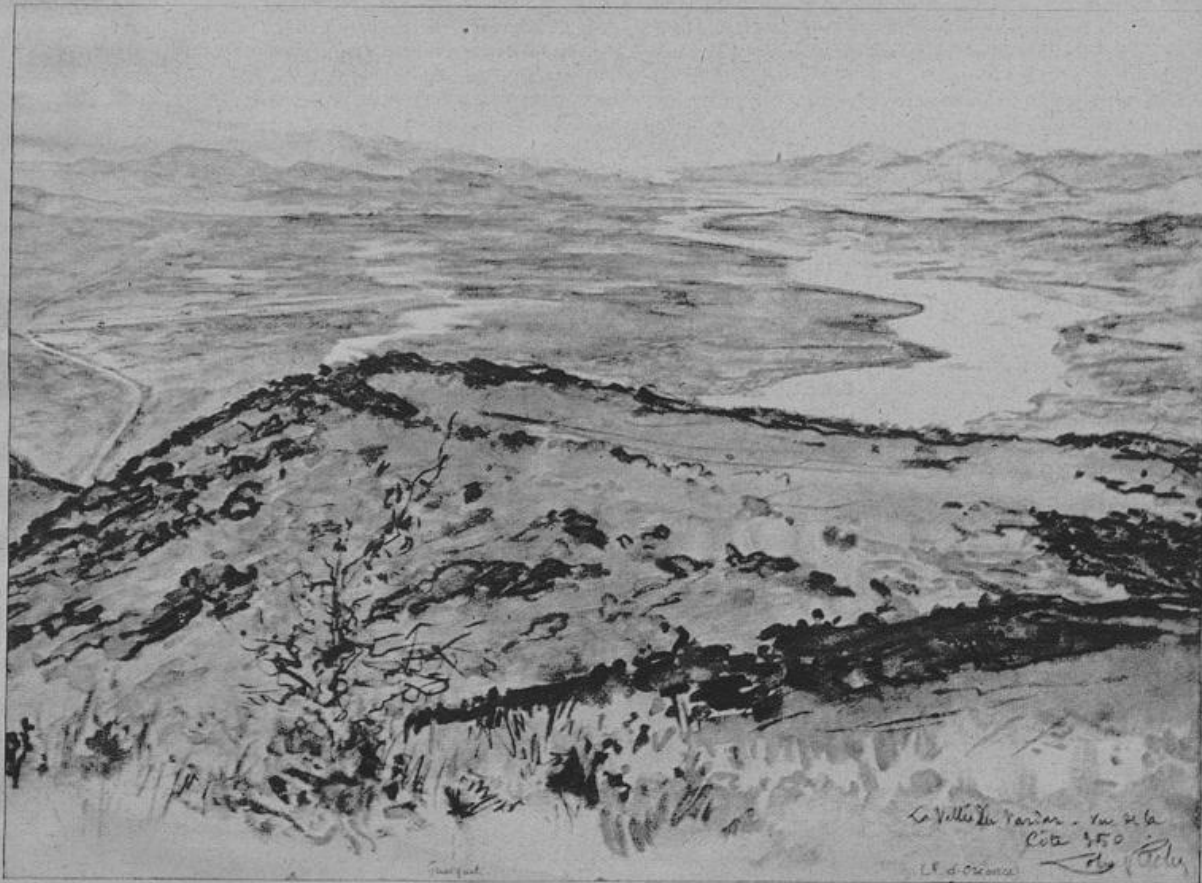
„Was, ja? Du weißt ja noch gar nichts! Zwanzig Mark hat sie mir geschenkt, denk dir nur; zwanzig Mark!“

Da drückte sich Vitus Losert ganz in die dunkelste Ecke beim Ofen, und Tränen kamen in seine Augen. So ein armer Hund also war er, daß sie, sie ihm Almosen schenken durfte!

„Was hast du denn?“ fragte die Schwester. „tut's weh?“

„Fürchtbar weh tut das.“

„Na, ja,“ sagte sie überzeugt, „so 'n Narr soll eben bei Glatteis nich ausgehn.“



Die Wardar-Landschaft, von einem strategisch wichtigen Punkte aus gesehen.

Nach einer Abbildung einer ausländischen Zeitschrift.

# Der Unberührte.

Von Friß Beder.

**I**m Mai neunzehnhundertvierzehn also war es, daß der Herr Rentier Bullinger zu seinem denkwürdigen Jahreschlaf ansetzte.

Um ein Viertel vor elf Uhr war er wie seit Jahren von seinem Stammtisch aufgestanden. Ein wenig schwerfälliger als sonst hatte er der Kathi seine angestammten dreiundeinhalb Liter Löwenbräu bezahlt. Wie gewöhnlich hatte er noch unter der Tür nach dem verbleibenden Mitternachtshäuflein des Stammtisches den dicken Kopf gedreht:

„Adjä beinand!“

„Adjä, Herr Bullinger, schlafen S' gut!“ hatte der Stammtisch erwidert. Und während der Herr Rentier Bullinger draußen auf die grüne Linie sieben wartete, hatte drinnen einer noch hinzugesetzt:

„Ja ja, der Herr Bullinger!“ Und dann nach drei sorgenvollen Pfeifenzügen:

„Dös is halt einer!“

Und dann wieder nach drei Zügen, etwas matter:

„Dös is halt ein Mann von Grundfähen, jawohl, von Grundfähen!“ Und endlich nach einer längeren und noch nachdenklicheren Pause:

„Seit elf Jahren trinkt er jeden Abend seine dreieinhalb Liter, nicht mehr, nicht weniger, und seit elf Jahren geht er jeden Abend Punkt dreiviertel elfe heim, nicht früher und nicht später — ja ja, der Herr Bullinger, dös is halt ein Mann.“

Inzwischen stand der Herr Bullinger mit dem linken Fuß auf dem Randstein und mit dem rechten auf der Straße und brummte:

„Sakra, wenn jetzt die Sieb'ner no lang net kimmt, nacha krieg' i 'n Knieschnadler, oder i schlaf' ein.“ Aber die Sieben kam noch immer nicht. Jetzt versuchte es der Herr Bullinger mit einem Fußtausch und stellte den rechten Fuß auf den Randstein, während er den linken auf die Straße verpflanzte. Als auch dadurch die Linie sieben sich nicht beschleunigen ließ, brummte er stärker:

„Sakra, jetzt möcht' i wiß'n, wofür man seine Steuern zahlt, wenn net amal die Malefizsieb'ner kommt, wie sich's g'hört — himmelfeit'n, kommst jetzt, oder i schlaf' ein!“

Die milde Mainacht glänzte mit unendlicher Geduld von den Sternen herab, und von der Linie sieben war nicht eine Spur zu sehn.

„Sakra, des is ja doch eine fürchterliche Schlamperei in der städtischen Straßenbahndirektion,“ schimpfte der Herr Bullinger und verwechselte während seine beiden Stammtischfüße, „wenn jetzt die Sieb'ner net bald kimmt, schlaf' ich bei meiner Seel.“ Ein Sternmeteor schnupperte durch die deutsche Nacht, aber die Linie sieben kam noch immer nicht.

„Sakra,“ schnaufte der Herr Bullinger, „die Pünktlichkeit in Deutschland geht immer mehr zum Dösel — ieberhaupt, mit Deutschland scheint's bergab zu rutschen — aber i hab's schon lang kommen sehn.“

Er meinte nicht die Linie sieben damit, denn die kam noch immer nicht.

Herr Bullinger schwabbelte vor Zorn. Er wechselte den Randstein- und den Straßensfuß immer schneller, fast wie eine Tänzerin, er schwigte, Berge von Ermüdungstoffen häuften sich in seinem schweren Körper, die Ganglienzellen in der vierten Gehirnwindung trommelten einen Geschwindmarsch, eine Ader hinter dem Ermüdungszentrum schwoll dick und drohend an.

„Kreizdeifihimmisaxendi, jeh zähl' i no bis zwanzig, und wenn i' nacha no net kimmt, die Sieb'ner, nacha tann i' mir am Büdel rauffteig'n, die Trambahnverwaltung und der Magistrat und die keenigliche Regierung und ieberhaupt's ganze Deutsche Reich — i hab's ja alleweil g'lagt, daß 's auf'n Hund kommt bei dera Schlamperei — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben — halt, jetzt kimmt 's, die Sieb'ner — naa, net wahr is's, bloß a Veluhzipehd war's mit ana grünen Latern' — acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn — aber jetzt faust i' endlich um die Bergturven, die Sieb'ner — naa, wieder net is's wahr, a Stern is 's, d' Venus oder wie's hoagt — wie kommt denn die ieberhaupt's zu dem grünen Licht, daß ma's mit der Latern' von der Linie sieb'n verwechseln muß? — A Schlamperei is's halt, i sag's ja — jesses, wo bin i vorhin stehn 'blieb'n? — fufzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwa — zwa — zwa — Bombenelement, kimmt jetzt oder kimmt net, Sieb'nerluader, miserablig's überanand!“

Sie kam noch immer nicht, die Sieben.

Herr Bullinger war genötigt, höher zu bieten. Er beschloß, bis fünfzig zu zählen und so der Straßenbahnverwaltung und dem Deutschen Reiche noch eine Gnadenfrist zu geben in der Schlamperei. Kam sie dann noch nicht, war er unwiderstlich entschlossen, aus der Haut zu fahren. Das war bei seinem Umfang keine Kleinigkeit und konnte ohne schwere Reibung nicht vorstatten gehen.

Als er mit dem Zählen bei dreiundzwanzig angelangt war, hatte er einen unterirdischen Zusammenhang zwischen der schlampigen Linie sieben und dem sich verschlechternden Bier aufgedeckt. Bei siebenunddreißig war es ihm klar, daß die Anzuverlässigkeit der Linie sieben ebenso der Ausfluß einer nachlassenden deutschen Heeresverfassung und einer verrotteten Marine war.

Bei neunundvierzig rasselte die Linie sieben um die Ecke. Aber es hatte keinen Zweck mehr. Die Linie sieben nicht und die deutsche Heeresmacht nicht und das Löwenbräubier nicht, denn bei sechsundvierzig war die Ader hinter dem Bullingerschen Ermüdungszentrum auf die Größe eines Kinderballons angeschwollen; bei siebenundvierzig platzte das seidenpapierdünne Häutchen des Kinderballons und bei achtundvierzig gab es eine rote Überflutung.

Die Bullingerschen Knie schnadelten, Herr Bullinger fiel auf das Straßenbahngleise; der Führer der Linie sieben mußte scharf bremsen.

„Jesses,“ sagte der Wagenführer, dem so was nicht zum erstenmal unterließ, „jessas, da liegt ja gleich a Doppelter — und schlafen und schnarfen tut er, daß alles kracht!“

Eine Viertelstunde später schnarfte er im Sanitätswagen, wieder eine Viertelstunde später in seinem Bette.

„Deden S' 'hn nur gut zu,“ sagte zur Haushälterin der, der ihn brachte, „bis morgen früh wird er ihn schon ausg'schlafen hab'n.“

„Wen ihn?“ sagte die Haushälterin, für ihren schlafenden Herrn an der erwachten Ehre berührt.

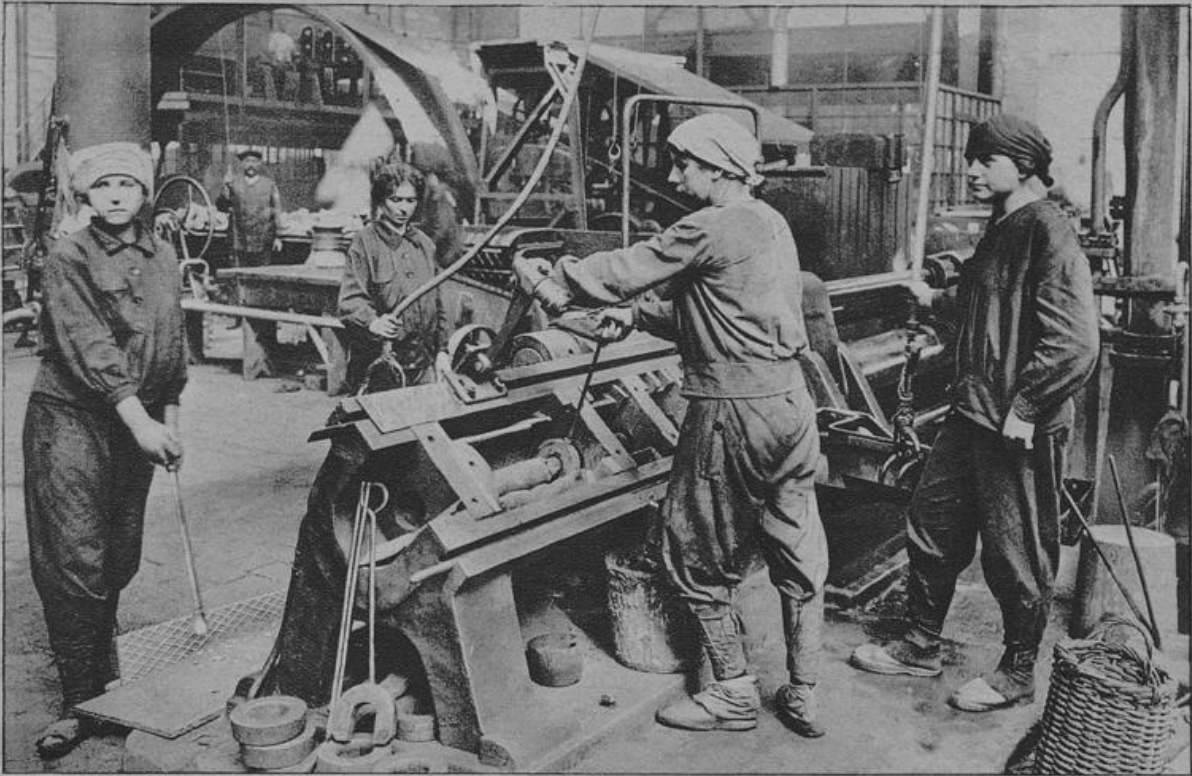
„Na, sie werden ihn' schon kennen.“

„Bitte, ich habe noch nie einen — einen Rausch gehabt.“

„Aber der Herr Bullinger.“

„Der erst recht nicht, das ist überhaupt ein Mann von Grundfähen.“

„Also, dann sagen S' ihm halt einen schönen Gruß morgen früh, wenn er sie ausg'schlafen hat.“



Aus einer staatlichen Geschöfzfabrik: Arbeiterinnen an der 125-Tonnen-Ziehpresse.

Phot. Gebr. Hardel.



Aus einer staatlichen Geschöfzfabrik: Füllen von Granaten mit Sprengstoff.

Phot. Gebr. Hardel.

„Wen, sie?“  
 „Na, die Grundsätze eben.“  
 Es wurde später Morgen. Die Haushälterin pochte sachte:  
 „Herr Bullinger, sind Sie jetzt bei sich?“ Der Herr Bullinger schnarchte. Es wurde später Nachmittag. Die Haushälterin pochte stärker:

„Herr Bullinger, sind Sie jetzt bei Ihnen?“ Der Herr Bullinger schnarchte. Es wurde wieder Morgen. Die Haushälterin pumperte:

„Herr Bullinger, sind Sie jetzt bei — bei —?“ Ihr angelehntes Ohr hörte kein Schnarchen mehr. Erschreckt lief sie hinein. Herr Bullinger schlief friedsam. Kaum daß eine Flaumfeder, die sie irgendwo herausstufte und vor Herrn Bullingers Nase hielt, ein wenig hin und her bewegt wurde. Also ließ sie's bis zum Mittag gut sein. Da kam sie mit dem stärksten Erweckungsmittel ihrer zwanzigjährigen Tätigkeit herein:

„Herr Bullinger, Ihre Leibspeiß: Dampfnudeln!“ Aha, jetzt würde er so dumm auffahren und sich die Augen reiben! Aber er rieb sich weder dumm noch geschick die Augen, sondern schlief. Nun holte sie doch den Doktor. Und dieser nach einer halben Stunde einen zweiten. Und die zusammen nach einer Stunde einen dritten. Und dann stand in der übernächsten Nummer der „Medizinischen Rundschau“:

„Ein höchst sonderbarer Fall von Schlafsucht wurde bei dem Rentier B. beobachtet, der ohne erkennbare Ursachen seit zwei Wochen ununterbrochen schläft, ohne daß sich sein gesundes Aussehen irgendwie verändert hätte. Maßgebende Autoritäten sprechen sich dahin aus, daß —“

Das war im Juni. Dann wurde der österreichische Thronfolger ermordet, und der Herr Bullinger schlief immer noch. Das friedesame Antlitz der Erde begann sich rasch und rascher zu verzerrern, das des Herrn Bullinger nicht. Er schlief immer noch. Österreich erklärte an Serbien den Krieg, der Herr Bullinger schlief. Deutschland richtete an Rußland sein Ultimatum, der Herr Bullinger schlief. Unsere Heere rückten durch Belgien in Frankreich ein, der Herr Bullinger schlief. Antwerpen fiel, Ostpreußen ward befreit, der Herr Bullinger schlief. Hindenburg schlug seine grimmigen Schläge, über Warschau wehten deutsche Fahnen, der Herr Bullinger schlief. Serbien wurde aufgerollt, in den Dardanellen schichteten sich die Gräber, der Herr Bullinger schlief. Das Gorgonenhaupt Verdun ließ seine schwarzen Loden westwärts züngeln, die Feinde holten im dritten Kriegsjahr zu letzten Stößen aus, der Herr Bullinger schlief.

Seit Monaten hatten sie ihn und sein Bett unter eine Glasglocke des Panoptitums übergeführt, Abteilung: Abnorme Lebewesen. Seit Wochen durfte er von Sachverständigen und Laien besichtigt werden. Sie umwanderten die Glasglocke, zogen die Augenbrauen hoch oder drückten die Nasen platt und bewunderten das aufgehängte Flaumfederchen, das vor Herrn Bullingers Angesicht leise Pendelbewegungen vollführte.

Aber nach und nach erlaltete die Neugierde. In einem Weltkrieg hat man schließlich etwas anderes zu tun, als eines Menschen dauerhaften Schlaf zu bestaunen. Nur noch vereinzelt tropften die Neugierigen in das Panoptikum, Abteilung: Abnorme Lebewesen. Es gab Nachmittage, wo kein Mensch kam und der Aufseher sich heimlich in die Bierstube nebenan verfügen konnte.



Seltene Jagdbeute, erlegt hinter der Front auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Zwei Geier mit einer Flügelspannweite von 2,70 m und 2,80 m.

An einem solchen späten Nachmittag erwachte der Herr Bullinger. Er streckte sich und gähnte wie vor zwei Jahren. Er wollte nach seinem Morgenkaffee läuten und stieß mit dem Fingerringel an die Glaswand. Er ärgerte sich, daß ihm seine Haushälterin jetzt gar eine Glasglocke um sein Bett gestellt hatte. Er stand auf, griff in die Luftlöcher der Glocke und legte sie um.

„Sakra, jetzt möcht' i doch wiss'n, wann endlich amal die Sieb'ner kimmt!“ sagte er aus einer nicht völlig ausgepufften Erinnerung heraus. Er schaute sich nach Kleidern um. Es waren keine da.

„Sakra, des is doch eine fürchterliche Schlamperei!“ behauptete er über zwei Jahre weg. Dann ging er in einen Nebenaal. Dort war ein vollständig ausgestaffierter Raubmörder ausgestellt. Den zog er aus und sich an. Dann schaute er auf die Panoptitumsuhr.

„Sakra,“ sagte er, „schon dreiviertel acht, da muß ich an meinen Stammtisch.“

Mit mäßiger Eile ging er über die Treppen. Knapp vor der Straße schaute der Panoptitumstassierer aus seinem Schiebefenster: „Ei,“ dachte er, „der schaut beinahe so aus wie unser Raubmörder droben.“

Und laut setzte er hinzu: „Guten Abend, mein Herr, bald wieder die Ehr!“

„Wissen Sie, wo meine Kathi ist?“

„Ihre Kathi? Was geht mich Ihre Kathi an, mein Herr?“

„Hm, Sie geht sie an, und mir geht sie ab, ist das nicht g'spähig — adjä!“

„Adieu sagt man jetzt nicht mehr.“

„Was denn?“

„Behüt' Sie Gott.“

„Oder: Steig mir am Büdel 'nauf! — Adjä!“

Der Kassierer sah ihm lange nach.

„Der spinnt,“ brummte er, „ich lass' mich hängen, wenn der nicht einmal in unser Panoptikum kommt, Abteilung: Abnorme Menschen.“

Herr Bullinger ging schnurstraks an seinen Stammtisch. Es war noch niemand da. Ein neuer Wirt war da.

„Um diese Zeit waren sonst schon alle hier versammelt,“ sagte er, „wogegen geht —“

„Kein Wunder, wo sie alle fort sind.“

„Fort? In den Ferien?“

„Haha, Ferien — eisern sind sie, diese Ferien.“

„Aber daß sie alle —?“

„Ja, bis auf den alten Herrn Sekretär.“

„Und mich, den Rentier Bullinger, bitte.“

„Haha, guter Witz, wo der Herr Bullinger seit zwei Jahren schläft.“

„Was tut er?“

„Schlafen im Panoptikum unter einer Glasglocke — aber da kommt ja sein Freund, der Sekretär, der erzählt es Ihnen gern, wenn Sie sich für den Herrn Bullinger interessieren — adj — behüt' Sie Gott.“

Der alte Sekretär hatte abgelegt, puhte sich umständlich die Brille, trat an den Stammtisch und prallte zurück:

„Um Gottes willen, du — bist d' endlich aufg'wacht?“

„Aufg'wacht?“

„Ja, ich mein', ham s' dich auslass'n im Panoptikum?“

„Jetzt macht der auch so fade Witz' — stoß' lieber an — mir



Besitzungen wohlhabender Bukarester an der Küste des Schwarzen Meeres.

Phot. S. Gerlach.

kommt's vor, als hätt' ich mir einen jahrelangen Durst aufg'spart — proßt! — Dumm g'nug, daß mir allein sind heut — wann kommen denn die andern wieder?“

„Einige gar nicht, weil sie gefall'n sind, und die andern, wenn es aus ist.“

„Wenn wer aus is?“

„Nun, der Krieg natürlich — ja so, du hast ja zwei Jahr' lang g'schlaf'n — also seh' dich näher her, damit ich's dir verzähl.“

Und er erzählte ihm vom August neunzehnhundertvierzehn, erzählte ihm von Hindenburg, von Madensen, erzählte ihm das Heldenepos seines Volkes, seine Not und seine Siege.

„Sakra, sakra,“ sagte der Herr Bullinger und hielt seinen Maßtrug zum Auffüllen nach rückwärts, ohne sich umzuschauen, „und bei dem allem bin i net dabei g'wes'n, sakra, sakra! — Was is denn mit der Bedienung? — Moanen Sie, Freilein, i halt' mein' Maßtrug no lang da hinter meiner!“

Und dann sahen sie noch eine Weile beisammen, bis auf einmal der Herr Bullinger den Erzähler unterbrach:



Aus Konstanz kurz nach der Eroberung: In Brand geschossene Petroleumtanks. Der größte Teil der Anlagen blieb unverfehrt.

Phot. S. Gerlach.

„Sakra, dreiviertel elfe — zahl'n! — Hoam muß i.“

Sie gingen zusammen. Zusammen standen sie an der Trambahnhaltestelle. Die milde Sommernacht glänzte mit unendlicher Geduld von den Sternen herab, aber von der Linie sieben war nicht eine Spur zu sehen.

„Sakra,“ sagte der Herr Bullinger und wechselte seinen Randsteinfuß mit seinem Straßensfuß, „jezt möcht' i do wiss'n, wofür ma in Deutschland seine Steuern zahlt, wenn der Malefizlieb'ner wieder amal net kimmt.“

„Aber, lieber Freund, was liegt in diesen Zeiten dran, wenn amal die Strassenbahn nicht —“

„Ah was, a Schlamperei is's — hint und vorn stimmt nix mehr bei uns — und ieberhaupts, i hab's scho vor zwei Jahr' g'sagt.“

„Was hast g'sagt?“

„Daß aus solchene Schlampereien amal a Unglück kommt.“

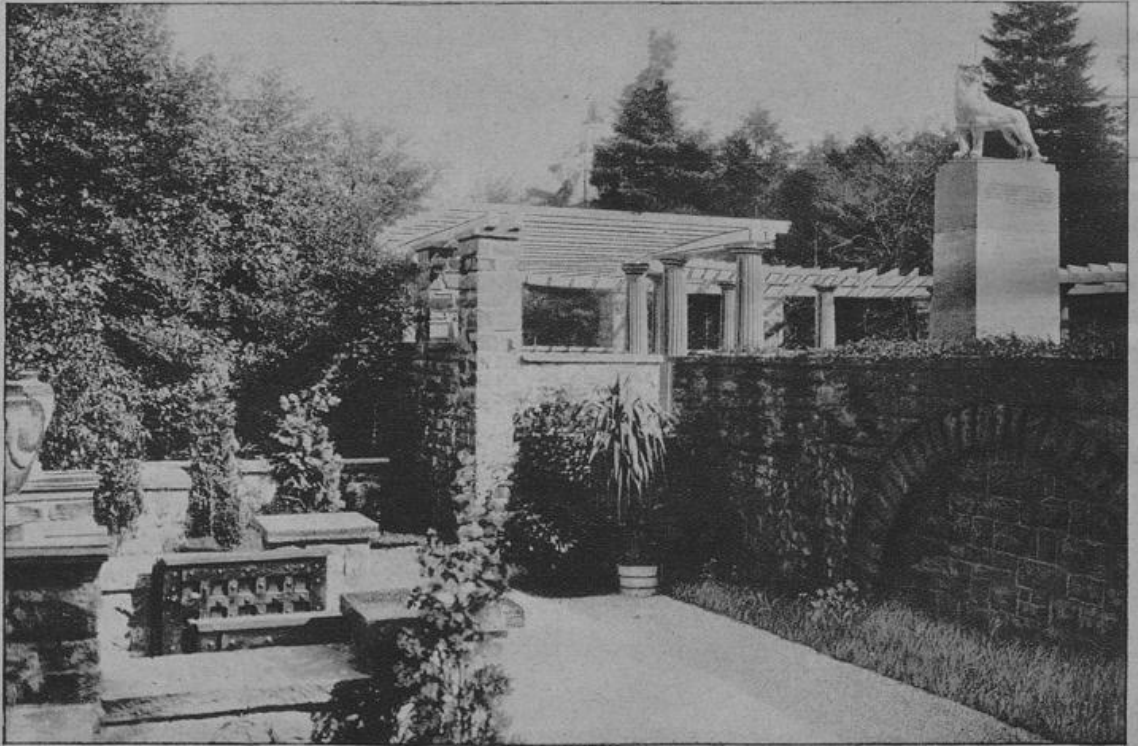
„Was für ein Unglück?“

„No, der Krieg zum Beispiel — sakra, jezt is er no alleweil net da, der Malefizlieb'ner, der miserablige —“



**Besuch der Ausstellung für soziale Fürsorge in Brüssel, durch die Damen vom Roten Kreuz in Düsseldorf.**

Untere Reihe (sitzend) von links nach rechts: Frau Pastor Beyer, Frau Oberbürgermeister Dr. Oehler, Stabsarzt Dr. Dorhn, Frau Helten, Frau Medizinalrat Dr. Schrakamp, Frau Geheimer Regierungsrat Vorster.  
 Mittlere Reihe: Frau Hauptmann Kuderling, Fräulein Prüg, Fräulein Salzman, Frau Generaldirektor Thielen, Frau Franz Windscheid, Assessor Dr. Haas, Frau Stabsarzt Dr. Vebling, Fräulein Hartdegen, Fräulein v. Petersdorff.  
 Obere Reihe: Frau Adolf Jagenberg-Oehler, Fräul. K. Grün, Frau Generaloberarzt Dr. Bungeoth, Fräul. Minna Blanderz, Fräul. Auim' Werth.



**Der Barmer Ehrenfriedhof nach seiner künstlerischen Vollendung.**

Der Ehrenfriedhof dürfte seiner eigenartigen, monumentalen wie landschaftlichen Stimmung wegen zu den eindrucksvollsten Anlagen dieser Art zählen. Sein Schöpfer ist der Barmer Stadtbaurat Beigeordneter Köhler. Mitarbeiter sind die Architekten Fischer und Bauinspektor Dr. Kipp, beide aus Barmen. Das den Friedhof beherrschende Denkmal wird von einem Löwen, dem Sinnbilde Barmens, gekrönt, einem Werke des Bildhauers Paul Wynand, eines gebürtigen Wuppertalers.